

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 45.

Samstag den 3. Juni.

1848.

Die Flugschrift *Krajnc Krajncam*.

Vor einigen Tagen circulirte am Lande eine Flugschrift unter obigem Titel, welche darum einen zum mindesten halb-officiellen Anstrich hat, weil sie durch die Kreisboten an die Bezirksobrigkeiten zur Verbreitung am Lande versendet wurde.

Eine leider durch den Raum dieser Blätter beengte Besprechung dieser Flugschrift in deutscher Sprache haben wir darum für nöthig erachtet, weil aus gewissen inneren Kriterien, die selbst der geschickte Uebersetzer nicht zu verbergen vermochte, sich schließen läßt, daß die Abfassung derselben ursprünglich deutsch war, und daher der ungenannte Herr Verfasser derselben, der sich einen „offenherzigen Krainer“ zu nennen nicht entblödet, eine Besprechung in slovenischer Sprache kaum aufzufassen im Stande seyn dürfte.

Der Herr Verfasser beginnt mit einer gnädigen Empfehlung des Studiums der krainischen Sprache, fügt jedoch gleich bei, daß man die deutsche Sprache, als welche man in den Schulen lehre, aus mehrfälligen Gründen nicht vernachlässigen dürfe. Aus der Art der Verbreitung dieser Flugschrift läßt sich mit Gewißheit folgern, daß sie für das Landvolk vorzugsweise berechnet war; und eben darum erscheint der Rath, man möge das Deutsche nicht vernachlässigen, höchst lächerlich. Also unser Bauer soll, wenn er den Rath dieses offenherzigen Krainers beherziget, sich beeilen, deutsch zu lernen, auf daß er 2 Sprachen kenne! Zeigt diese Zumuthung nicht eine gänzliche Verkennung der Verhältnisse der Jetztzeit, in welcher wir uns glücklich schätzen können, wenn wir es dahin gebracht haben, daß der gemeine Mann in seiner Muttersprache sich gut ausdrücken, schreiben und lesen kann? Hat es doch noch bis jetzt keinem Staate Europa's gelingen können, sein Landvolk in seiner Muttersprache so weit zu bilden, und unsere Bauern, deren Bildung bis jetzt systematisch vernachlässiget wurde, sollten jetzt plötzlich in 2 Sprachen gebildet werden! Wir wollen dadurch nicht sagen, daß es für den Gebildetseynwollenden überflüssig sey, die deutsche Sprache zu lernen. Wir ehren die deutsche Sprache und sie wird für die gebildeteren Stände immer noch unumgänglich nothwendig seyn; allein daraus folgt nicht, daß der Bauer dieselbe sich eigen machen müsse. Noch naiver sind die Gründe, welche der offenherzige Herr

Krainer für diese seine Behauptung aufstellt. Er sagt: Krain sey ein kleines Land und die Krainer angewiesen, im Auslande Erwerb zu suchen, es seyen auch bereits (wie sich der Herr Verfasser aus den Paßprotocollen überzeugt haben dürfte) über 8000 Krainer zu diesem Ende außer Lande; darum also müsse der Krainer deutsch lernen. Dieser gemüthliche Grund beruht auf dem schönen Fehlschlusse: „Weil es jetzt so ist, wird es in der Folge auch so seyn,“ und zeigt hinlänglich die retrograden Stillstandsideen des Herrn Verfassers, der es mit uns Krainern so aufrichtig meint!

In optimistischer Schwärmerei fährt der offenherzige Krainer fort: „daß die Krainer darauf stolz seyn können, daß ihrer so viele sich in deutscher Sprache so gut bewegen.“

Wir fragen den offenherzigen Krainer, wenn er wirklich ein Krainer ist, und wenn nicht bloß der Zufall der Geburt, oder aber seine Abstammung von krainischen Ahnen ihn zu einem solchen stämpelt, ob er darauf stolz ist, daß die meisten gebildeten Krainer deutsch gut sprechen und schreiben, während sie ihre Muttersprache entweder gar nicht kennen, oder aber dieselbe wohl mühsam radebrechen, jedoch slovenisch, oder (zum bessern Verständnisse des Herrn Verfassers, dessen ethnographische Bildung etwas steril zu seyn scheint) krainisch weder zu lesen, noch zu schreiben vermögen; ob er ferner darauf stolz ist, daß unsere Bauern, nachdem sie einige Jahre unsere musterhaften Volksschulen frequentirt haben, am Ende weder krainisch, noch deutsch lesen können!!!

Complete historische Ignoranz bezeugt aber die alberne Behauptung des offenherzigen Krainers, daß wir den christlichen Glauben von den Deutschen überkommen haben.

Wir rathen ihm dießfalls, das Lehrbuch der österreichischen Staatengeschichte für Schüler der zweiten Grammaticalclasse zur Hand zu nehmen; aus demselben wird er sich belehren, daß wir slavische Apostel hatten, und daß wir eben diesen slavischen Aposteln eine Kirchenliteratur verdanken, welche deutsche Gelehrte anerkennend rühmen.

Ferner sagt dieser äußerst offenherzige Krainer: „es müßte für die Krainer eine Ehre seyn, wenn unser Kaiser die deutsche Krone wieder bekäme, welche sein kaiserlicher Vater wegen Napoleon ablegte, uns wir Oesterreicher könnten dieß in Frankfurt bewerkstelligen.“

Also die problematische Erhöhung des Glanzes unserer Herrscher-Dynastie durch die mögliche, aber höchst unwahrscheinliche Erringung einer bis jetzt himärischen Krone soll ein volkspolitischer Grund zum deutschen Anschlusse seyn! Die Behauptung des anonymen Krainers: Triest würde, wenn Krain sich an Deutschland nicht anschloße, alle Waren, so wie vormalig, aus Kärnten beziehen, — zeigt, daß der Herr Anonymus in statistischen Wissenschaften auch nicht recht zu Hause ist, denn eben so, wie das ehedemalige Beziehen von Waren aus Kärnten zum Nachtheile Krains etwas uns ganz Neues ist; eben so ist diese Befürchtung für die Zukunft rein aus der Luft gegriffen.

Zu bunt durch einander gewürfelter Gedankenfolge kommt endlich der offenerzige Krainer zu dem alten, moderrückigen Satze: „Man würde durch den Nichtanschluß an Deutschland eine Beute der Russen werden, welche uns sogar zur Verläugnung unseres Glaubens zu zwingen im Stande wären.“ — Die Albernheit dieses alten Wises, den Panflavismus oder Russismus als Schreckensgespenst herauf zu beschwören, ist bereits zu oft dargelegt worden, um hier noch besprochen zu werden, insbesondere aber ist der Nachsatz eine perfide Ausbeutung des echt religiösen Sinnes unseres biedern Landvolkes zu egoistischen Zwecken, die sich der offenerzige Krainer und seine etwaigen Anhänger vorgestekt haben mögen.

Eben so lächerlich ist der Ausfall des offenerzigen Krainers gegen die Croaten. Er geht aus ähnlichen Gründen hervor, wie der vorige gegen die Russen, und daher gilt von ihm das eben Gesagte.

Die vollständigste ethnographische Ignoranz des offenerzigen Krainers beweiset aber die kecke Behauptung desselben: „Die Deutschen seyen Brüder, die Slovenen aber Nachbarn der Krainer!“

Letzteres insbesondere klingt eben so, als wenn man sagen würde: Die Deutschen sind Nachbarn der Braunschweiger, oder die Catalonier Nachbarn der Spanier!! —

Bezeichnend ist auch der harmlos scheinende und unter ganz heterogenen Gedanken versteckt hervorguckende Satz, dessen unlogisches Gefüge jedem Leser einleuchten muß. Er lautet in wörtlicher Uebersetzung:

„Von den Russen und Croaten wollen wir nichts Uebles denken; den Deutschen aber sollen wir, außer ihrer Sprache, auch ihre Gewohnheiten ablernen!“ — Also mit andern Worten: wir sollen uns den Deutschen in jeder Beziehung adaptiren, oder noch besser: vorläugnen wir unser Vaterland und seyen wir, weil es vielleicht dem deutschen erzogenen Herrn Verfasser bequemer seyn dürfte, Deutsche!

Unnachahmlich ist der Schluß dieser Flugschrift: „Seyen wir Eins mit unseren deutschen Brüdern, wie wir es bereits seit mehreren Jahren sind, so werden wir unsere Nationalität am besten an den Tag legen.“

Abgesehen davon, daß es eine Lüge ist, die man unserm Landvolke aufbürden will, wenn man sagt, man beabsichtige keinen engern Anschluß an Deutschland, als wie er bisher bestanden hat, so ist es doch gewiß höchst ein-

fältig, zu behaupten, man bethätige seine Nationalität, wenn man mit einer heterogenen Nation verschmilzt! —

Solche Flugschriften nun verbreiten unsere Gegner unter das Landvolk! Sie bedenken nicht, welche Verantwortung sie durch derlei ausgestreute Unwahrheiten auf sich laden. Trauriger aber noch ist es, wenn man gegründeten Anlaß hat, zu vermuthen, daß man das Ansehen des Vorgesetzten zur Ausstreuung von derlei Tadeln mißbraucht.

Das Comité des sloven. Vereins. Blicke in die Zukunft.

Von Dr. del Cott.
(Schluß.)

Wie hat sich das Menschengeschlecht so ganz verändert: noch sind nicht 3 Jahrhunderte dahin, als Fragen der Religion die Interessen der Kirchen ganz Europa's in vulcanische Gährung brachten, und jetzt? obwohl die Grundfesten derselben wanken, obwohl es sich nicht mehr um einzelne Sagen und Glaubensartikel, sondern auch um die katholische Souveränität des großen römischen Hirten handelt, so läßt man dieß doch nur als Nebensache liegen und stürmt dem großen Panier der Zeit: „Freiheit“ nach. Man gedenkt der Religion nur, wenn sie mit politischen Aufgaben collidirt, und ohne Zögern löst man sie zum Nachtheile der ersteren. Man verletzt heut zu Tage Kirchenrechte mit dem Leichtsinne, mit dem man früher jedes Recht den Religions-Interessen zum Opfer brachte; kurz der Mensch geberdet sich so, als hätte er keine Kirchen mehr, sondern nur Kammern, keine Altäre mehr, sondern nur Tribunen, keine Wullen mehr, sondern nur Willkür. Ist das eine Entartung, eine Verschlimmerung des Menschengeschlechtes, ist's eine Einbuße an seinem besseren Princip? Es ist, glaube ich, der allmächtige Drang seiner Entwicklung, der wie immer, auch jetzt, die sanctionirtesten Hemmnisse auf die Seite schiebt, der über die zerschlagenen Tafeln uralter, geheiligter Normen auf ein geahntes Ziel losstürmt. Aber wo steht dieß Ziel, wer sieht es ab? geht des Zeitgeistes Drängen da hinaus, daß er das schimmernde Gewebe eines neuen Cultus auf die leeren Blätter der jungen Geschichte niederlegen wird? oder wird das politische Erdbeben damit enden, daß es nur einige Thronesseln überschleift, ein Paar Kronen herabschüttelt, damit sie andere geschickte Hinder wieder aufsetzen können? Ein banges „Vielleicht“, das ist Alles, was wir denken können!

So stehen wir da mit dem kleinen Lichte unserer Vernunft, ähnlich dem Leuchturm im Dunkel einer wilden Wetternacht, unfähig, den kleinsten Kreis um uns aufzuhellen, zu ohnmächtig, um nicht dem ersten Hauche des nahenden Unglücks zu unterliegen. Keine Kunst, keine Wissenschaft vermag das Siegel der Zukunft zu brechen, kein delphisches Orakel rettet uns mit maßgebenden Rathschlägen, kein fester Glaube trägt uns mit starken Flügeln über die schäumende Fluth des Weltsturmes. — Nun mögen sie kommen jene hyperfeinen Politiker, die sich gebärden, „als sähen sie Dinge, die sie gar nicht sehen,“ und uns unter den Minerven-Schild ihrer Klugheit stellen; sie mögen zeigen, wie klar der Lichthimmel ihrer Einsicht über den Wirren der Zeit schwebt.

Wo sind sie nun, jene Staatsräthe der Völker, denen wir ihre gereimten und ungereimten Sybillen-Blätter so theuer bezahlten? — Jetzt bläst der von ihnen so langersehnte Wind, der uns an die Gestade ihrer Träume bringen sollte. Sie mögen kommen und das Steuerruder erfassen; sie mögen aus diesen überall aufzuckenden Flammen des Verderbens eine mildleuchtende Freiheitssonne schaffen; sie mögen, wenn sie's können, mit den Tönen ihrer Lyra, mit der Magie ihrer Federn, mit der Allkraft ihrer Zungen die Verserkerwuth zähmen, mit der jetzt Nation auf Nation, Kaste auf Kaste, Bettler auf Besitzende, Jung auf Alt losstürzt! — Die Welt ist aus den Fugen, und wenn uns der Himmel nicht einen Geist schickt, dessen magnetische Gewalt den täglich sich wahnsinniger geberdenden Separatismus überwältigt, so ist es um alle Errungenschaften geschehen. Sie werden dann die Beute finsterner, von einer blutigen Soldateska gestützter Gewalthaber werden. Darum ein Königreich für ein großes, vom Licht der Zeit erfülltes, reformatorisches Genie! —

Latbach am 27. Mai 1848.

Von altem Adel.

Novelle von B. G. R.-n.

(Fortsetzung.)

„Allzuviel ist ungesund,“ begann ich; „es scheint, als ob der Berggeist uns nur so weit verlockt hat, um mit uns sein neckisches Spiel zu treiben. Wir werden wohl unter freiem Himmel fürlieb nehmen müssen.“

„Besser ein Lager auf grünem Rasen und in frischer Luft, als in einem erbärmlichen Wirthshausbette!“ antwortete Eduard.

„Schon gut; ich hoffe, meine Genesung soll heute die Probe bestehen; aber, Freund, was sagt Ihr Magen dazu? Der meinige protestirt energisch und ich fürchte, wenn ich nicht zu Nacht esse, so werde ich auch die Nacht nicht schlafen, was einigermaßen langweilig zu werden verspricht.“

„Also frisch vorwärts! Frankreich ist doch kein Neuholland; ich sollte meinen, wir müßten nothwendig noch zum Ziele kommen.“

„Wir wollen's hoffen!“

Und hoffend schritten wir auf gut Glück über Stock und Stein weiter; unsere Ermüdung stieg, je mehr die Zuversicht sank. Jetzt fing auch Eduard an, das Abenteuer unangenehm zu verspüren und sein Verdruß machte sich von Zeit zu Zeit in halbleisen, englischen Flüchen Luft, die ich indeß klüglich nicht zu verstehen schien. Denn ich lief im entgegengelegten Falle Gefahr, er werde die ganze Nacht marschiren, um mir zu zeigen, daß ihn solche Zufälligkeiten nicht muthlos machen könnten. Schon wollte ich ihm den Vorschlag machen, uns unter einem Baume Nachtquartier zu suchen, als ich in weiter Ferne ein Licht wahrte, das wie ein Stern aussah. Bald ward uns klar, daß der Schein aus einer bewohnten Behausung kommen müsse, und mit der Hoffnung kehrte uns auch der Muth zurück. Nachdem wir den Berg hinabgestiegen waren, uns durch das Thal gearbeitet und die entgegengesetzte Höhe erreicht hatten, überzeugten wir uns von der Richtigkeit unserer Vermuthung.

Jetzt stieg der Mond über die Bäume empor und erhellte die Gipfel der Berge. Auf einem Hügel, der noch eine halbe Viertelstunde entfernt seyn mochte, tauchte ein Thurm auf. Wir kamen näher und sahen nun, daß der Thurm zu einer Burgruine gehöre, von der es zweifelhaft blieb, ob sie sich noch im einigermaßen bewohnbaren Stande erhalten hatte, oder ob einige Zimmer nur wieder restaurirt worden waren.

Endlich gelangten wir an ein derbes Thor von Eichenholz mit dicken eisernen Nägeln und Angeln, die auf graues Alter deuteten. Ich suchte im Mondscheine einen Schellenzug, fand aber durchaus nichts, was den Zusassen der Ruine oder Burg, oder der Burgruine ein Zeichen zum Oeffnen geben konnte. Wir stießen heftig mit dem Fuße gegen das Thor — keine Antwort. Wir riefen aus vollem Halse — Alles blieb still, nur das Licht im Thurme bewegte sich, woraus wir schlossen, daß wir bemerkt worden seyen.

„Ich werde einen Schuß abfeuern,“ sagte Eduard ungeduldig, „vielleicht wirkt das am schnellsten.“

„Wenn nicht gerade das Gegentheil Statt findet und uns die Burgbewohner für Räuber und Mörder halten.“

„Ei was! — wer ein solches Eulennest bewohnt, kennt keine Furcht. Ich wette, wir haben eine Falschmünzerspelunke oder dergleichen vor uns.“

Und ohne weiters schoß er seine Doppelsinte los. Der Knall, welcher von dem Echo im Thale donnernd vertausendfacht wurde, war kaum verhallt, als durch die Ritzen des Thores ein Lichtschimmer bemerkbar wurde und derbe Fußtritte die Nähe eines Menschen ankündigten. Der Kiesel knarrte, eine kleine Thür im Thore that sich auf, und wir standen einem Manne gegenüber, der uns zu jeder Stunde und in jeder Umgebung auffallend erschienen seyn würde, uns bei dieser abenteuerlichen Fahrt aber wahrhaft gespenstisch vorkam.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Herzogin von Northumberland — ist im Besitze eines Shawls, der ein Geschenk Carl's X. von Frankreich, eine halbe Million gekostet hat. Das Gewebe ist von einer Art perischer Katzen, welche so feine Haare haben, daß man sie mit bloßen Augen gar nicht sehen kann. Die Spinner und Weber des Shawls arbeiten alle durch Vergrößerungsgläser. Man hat berechnet, daß man hunderttausend Katzen gebraucht habe für einen einzigen Shawl. Und die armen Thiere werden nach dem Verluste ihrer Augenvimpern blind und werden dann ersäuft. Länger als fünfzig Jahre wird an einem solchen Shawl gearbeitet und der Shawl der Northumberland war schon vor länger als sechzig Jahren angefangen worden. Ludwig XV. hatte ihn für die Pompadour bestellt und drei französische Könige sind gestorben, ehe er fertig geworden. Der Shawl ist 16 Ellen lang und breit und dabei so fein, daß man ihn in eine Kaffeetasse bringen kann.

Straßenraub. — Am 14. Mai, 11 Uhr Mittags, wurde der Eilwagen, der um 6 Uhr Früh von Triest nach Pola abfährt, auf der Poststraße zwischen Capo d'Istria und Buje von acht Landleuten aus der Umgebung überfallen. Der Postillon wurde erschossen, der Conducteur, um das Leben zu erhalten, gab den Räubern seine goldene Re-

petiruhr und seine Barschaft, und der Passagier, der von Linz nach Pola zu seinen Verwandten reiste, 200 fl., die er bei sich hatte. Das Geschirr an den Pferden wurde zerschneiden, der Postillonstisch zertrümmert, und alle darin befindlichen Paquete und Papiere geraubt. Der Hinterkasten des Eilwagens, worin über 3000 fl. für die Besatzung von Pola sich befanden, blieb unangetastet, denn die Räuber hatten keine Zeit, ihn zu erbrechen.

Die Segler und Drucker in Pesth — haben am 13. Mai erklärt, nicht mehr arbeiten zu wollen, wenn ihnen bis 15. Mai die dem Ministerium unterbreiteten Wünsche nicht erledigt werden. Sie verlangen 2 Kr. Erhöhung des Lohnes pr. 1000 Buchstaben, die Drucker 30 Kr. für 1000 Bogen Zulage.

Frauen-Deputation. — Die von Wien abgegangene Frauen-Deputation nach Innsbruck erregte in Linz große Sensation. Die Linzer wünschten dieser edelmüthigen Deputation des Himmels besten Segen zu dem beglückenden Gelingen ihrer so hochwichtigen, als liebenswürdigen Sendung.

Papierkorb des Amüßanten.

Ein vom Lande gekommener Junker, welcher mit seinem Hofmeister bei einer Parade zugegen war, fragte seinen Mentor, was Constitution sey? „Das, was Sie hier sehen,“ war die Antwort. „Die Soldaten sind zusammengestellt oder constituirte.“

Die Olmüzer Studenten haben, wie wir in der „Moravia“ lesen, vor Kurzem auf dem heil. Berge nächst Olmütz ein seltenes Fest gefeiert. Sie opferten auf dem Altare der Neuzeit den guten alten Universitäts-Zopf. Es war ein langer, sehr langer Zopf, so lang, daß er sogar auf einem Wagen hinauf geführt werden mußte. Freiheitshymnen ertönten, während er zum Heimgange in ein besseres Leben den Flammen übergeben wurde, und so erst bei seinem Scheiden für das Licht empfänglich ward. — Friede seiner Asche! — Einige Herren der Hochschule, darunter Männer von Gewicht, wollen, wie man hört, seine Mörder auf Schadenersatz klagen.

Ein Wort der Verständigung.

(Schluß.)

3. Die Behauptung, daß die Urwähler in Krain in Betreff der Wahlen für die Versammlung in Frankfurt gar keine Belehrung erhalten hätten, erfordert wohl eine nähere Beleuchtung.

Erstlich hatte das Vorparlament in Frankfurt viele widersprechende Elemente in seinem Schoße; seine Beschlüsse lauteten auf plötzliche Umstellung aller bisherigen deutschen Verhältnisse; die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung wurden mit einer Eile und Hast betrieben, die kaum zu Athem kommen ließ. Dazu hat es eben das Vorparlament zu wenig berücksichtigt, daß es im bisherigen deutschen Bundesgebiete mehrere Millionen Nichtdeutsche, d. i. Slaven gibt; wenn es auch für die Polen Sympathien ausdrückte, so nahm es sich keine Mühe, den Czechen und den Slovenern die Befürchtungen einer Gefährdung ihrer Nationalität gleich Anfangs freundschaftlich zu benehmen; eher wurden gegentheilige Stimmen laut, bis wo schon gleichsam Alles verloren, zuletzt eine Deputation nach Böhmen geschickt wurde. Ueber alles dies kamen noch die Umtriebe der deutschen Republikaner und Ultra's. — Wer soll hier schnell verstehen und belehren? — Nicht umsonst hat Oesterreich die Gültigkeit der Beschlüsse einer deutschen Nationalversammlung für seinen Antheil von diesseitiger Anerkennung abhängig gemacht.

Dessenungeachtet ist es doch nicht wahr, daß die Urwähler hiersorts gar keine Belehrung in Betreff der Frankfurter Versammlung erhalten hätten. Mehrere erhielten solche freilich nicht, weil sie sich nicht darum bekümmerten, was die verschiedenen Wahlacten betätigten, und der Gründe gibt es mehrere, die Manche ganz theilnahmslos oder gar widerspenstig machten. Daß aber wenigstens etwas mehr, als gar Nichts in Rücksicht obgedachter Belehrung geschehen, dafür sey zunächst Folgendes zu bemerken:

Die Bekanntmachung der Vornahme jener Wahlen, die mündlich und in der Landessprache gedruckt unter das Volk kam, enthielt schon die Hauptpunkte auch über Zweck und Wirkungskreis der Frankfurter Versammlung; man konnte es also nicht bloß hören, sondern auch lesen, und es heißt dem Privat, wenn auch nicht überall dem Schulheiß des Krainers ein schlechtes Compliment machen, wenn man häufig behauptet, es könnten auf dem Lande so Wenige lesen. — Sodann haben die politischen Behörden auf dem Lande auch etwas mehr, als gar Nichts gethan; Scriber dieser kann es wenigstens von seiner Umgebung versichern, daß in diesem Stücke, wie auch in den andern Vorcommissen der neuesten Zeit, Belehrung nicht verabsäumt ward.

Endlich hat man hierbei auch die Thätigkeit des Clerus, oder der Geistlichkeit in Krain nicht zu übersehen. Mag der Clerus in Krain bei den neuesten Zeitverhältnissen dem Anschein nach sich auch mehr passiv verhalten, da er an Petitionen sich nicht besonders betheiligte, sich in Agitationen nicht mischt, in Zeitungen sich nicht breit macht; so wirkt er doch eben im Politischen auch viel, obgleich ohne vieles Rärmen; sein Hauptberuf ist ein anderer, und es würden ihm nicht nur Behörden, sondern auch sonst viele Gutgesinnte verargen, wenn er im Politischen Vorkämpfer seyn wollte. Viel ist es der Clerus in Krain, der die Vergangenhait mit der Gegenwart durch Belehrung und Beruhigung vermittelt, wie es eben beweist, daß seine Mitwirkung so häufig, auch bei den Wahlen für Frankfurt, angesprochen wird. Der Clerus ist es aber auch, der für Wahrung und Hebung der slovenischen Nationalität warmen und thätigen Antheil nimmt, wenn er auch nicht immer mit Unterschriften und Beitrittserklärungen sich kenntlich macht. P. P.

Erstes Concert des slovenischen Vereins.

Mehrere Mitglieder des hiesigen slovenischen Vereins veranstalteten zur Feier des glorreichen Namensfestes Sr. Majestät, des Kaisers, Dienstag am 30. Mai im glänzend beleuchteten ständischen Theater als Dilettanten ein slavisches Concert (Beseda), dessen Reinertrag man für die Bewaffung der Saibacher Nationalgarde bestimmte. Das Concert bot zwei Abtheilungen, enthielt im Ganzen 14 Nummern, darunter 2 Clavier-, 2 slavische Declamations-, 2 Dreierstücke, im übrigen slavische Lieder, von denen nicht alle zum Vortrag kamen. Wenn je ein Dilettanten-Concert gerechten Anspruch auf einstimmigen Beifall gehabt — so ist es, ohne hiebei den Nationalismus eine Rolle spielen zu lassen — das in Rede stehende. Jeder unparteiische Fremde mußte zugeben, daß so wohl die Wahl der Stücke und das Arrangement, als auch die glückliche, gelungene Ausführung fast gar nichts zu wünschen übrig ließen, wenigstens, daß alle Erwartungen, die man an Dilettanten zu stellen pflegt, weit übertroffen wurden. Ich muß aufrichtig gestehen (und ich weiß, die Mehrzahl der zahlreich erschienenen Zuhörer wird ganz meiner Meinung seyn), daß ich diesen Abend zu den genüßreichsten sogenannten Theatersabenden rechne, die uns seit dem Beginn des Jahres während der vorübergegangenen Theatersaison geboten wurden. Wahr ist es zwar, daß die wunderschönen nationalen Weisen mit dem weichen, biegsamen slavischen Texte, deren öffentliche Production vor den Märztagen streng verboten war, einen eigenen Zauber auf uns eingeborne Slaven üben, ja üben müssen; aber gewiß ist es, daß der ungeheure Jubel, den jede Piece hervorrief, zunächst auch in der gelungenen Ausführung der braven, begeisterten slavischen Dilettanten, die endlich in der Muttersprache declamiren, und die wehmüthig schönen Weisen der Heimat öffentlich singen durften — zu suchen sey. Fast jedes Lied mußte wiederholt werden. Am besten sprachen an: Potozhnik's Lied: „Dolenska“, das trefflich gesungene Schlußlied der ersten Abtheilung, das Duett in der zweiten Abtheilung, endlich Dr. Prescher's herrliche Romanze: „Mornar“, trefflich in Musik gesetzt von Fleischmann, und die zwei mit Chor vorgetragenen Lieder: „Duh slovenski“ und „Pesem slovenskih narodnih strahunikov.“ Die zwei Declamationsstücke — Gedichte von Vodnik und Koseski — feurig vorgetragen, fanden auch stürmischen Applaus, und das zweite Clavierstück (von Döhler) wurde eminent executirt. — Mit einem Worte: Es ist nur ein Wunsch, daß die Herren Dilettanten öfter das kunstförmige Publikum durch derlei Productionen in den verlassenem Theaterräumen überraschen wollten; Zuspruch und gute Aufnahme sind im Voraus verbürgt.

Leopold Kordecki.

Öffentlicher Dank.

Der slovenische Verein bringt hiermit allen P. T. Kunstfreunden, welche so gefällig waren, bei der von ihm am 30. Mai l. Z. veranstalteten Beseda mitzuwirken, den wärmsten Dank dar.

Saibach am 31. Mai 1848.

Im Namen des Vereins:
Das prov. Comité.